

„und wenn sich schon mal einer in mein Ordinationszimmer verirrt“, erinnerte sich Netter, „dann konnte er nicht bezahlen.“

Die Ersparnisse des jungen Arztes gingen zur Neige, da fragte ihn ein Pharma-Werbemanager, ob er für die Einführung eines neuen Produkts fünf Illustrationen anfertigen könne. „Kostet 1500 Dollar“, sagte Netter frechstirnig. Der Mann erbleichte, doch am nächsten Tag rief er an: 1500 Dollar pro Bild seien eine Menge Geld, bei Gott, aber der Preis gehe in Ordnung. Es war ein einträgliches Mißverständnis – und Netter faßte den Entschluß, sich fortan „ausschließlich der medizinischen Illustration zu widmen“.

1940 gab er im Auftrag der Pharma-Firma Ciba eine Sammelmappe mit medizinischen Zeichnungen heraus; die war so erfolgreich, daß die Firma beschloß, den gesamten menschlichen Körper von Netter katalogisieren zu lassen. Etwa alle drei Jahre lieferte er einen neuen Band – und immer wieder waren die Experten erstaunt, was Netter sich hatte einfallen lassen, um komplizierte Krankheitsbilder, knifflige Untersuchungs- und Operationsmethoden oder auch physiologische Regelkreise anschaulich darzustellen.

Der geschwürzerfressene Magen und dessen sachgerechte Entfernung (in Teilen oder ganz), das Herz vor und nach dem Infarkt, die elf verschiedenen Arten der Arterienzyste, eine schauerlicher anzusehen als die andere, das Wechselspiel zwischen Nervenimpulsen und Darmkontraktionen während des Stuhlgangs, die Innenansicht eines verkropften Halses oder einer tuberkulösen Lunge, die Symptomatik von Parkinson-Patienten – jede der Netterschen Illustrationen ist von derart eindringlicher Bildkraft, daß selbst gestandenen Ärzten „mitunter ganz blümerant wird“ (so der amerikanische Radiologe Bernard Wolf). Hypochondern und sensiblen Seelen ist von



Mediziner Netter
„Einblicke am Kadaver“

der Lektüre der Ciba Collection abzuraten.

Einblick in den Körper verschafft sich Netter, indem er (wie es Professor Alister Brass, einer der Herausgeber der Collection, in typischer Chirurgenmanier formuliert) „direkt an den Kadaver geht“ – selbst erfahrene Pathologen bestaunen Netters Fertigkeit im Umgang mit dem Seziermesser. Zurück in seinem New Yorker Studio verfertigt Netter dann nach den vor Ort gemachten Skizzen die entsprechende Illustration, meist in Aquarell-Technik; ein menschliches Skelett blickt ihm dabei über die Schulter.

Nur einmal nahmen Teile der Ärzteschaft an Netters Wirken Anstoß; das war 1954, als Band zwei der Ciba Collection erstmals erschien.

Darin behandelt Netter das Fortpflanzungssystem des Menschen, und zwar derart detailgetreu, daß der Autor des Vorwortes die Leserschaft damals um Verständnis bat: „Wie anders als durch das Studium der männlichen und weiblichen Geschlechtsorgane kann man die Weitsicht des göttlichen Architekten begreifen, der diese zwei Vorrichtungen so wundervoll aufeinander abgestimmt hat.“

BEATLES

Stück Müll

War John Lennon ein Schläger, ein Homosexueller, ein drogen- und magersüchtiger Eigenbrötler mit Wahnsinnsschüben? Eine neue Biographie empört die Fan-Gemeinde.

Der vierschrotige deutsche Seemann hatte den jugendlichen Musikern aus Liverpool auf dem Hamburger Kiez etliche Drinks spendiert und ihnen sogar ein Essen bezahlt. Die revanchierten sich auf ihre Weise: Fasziniert von seiner dicken Brieftasche, beschlossen sie, ihn auszurauben.

Auf der Straße kniffen zwei aus der Gruppe, doch die beiden anderen fielen über den Mann her. Der wehrte sich, kam wieder auf die Beine und zog seine Pistole. Die beiden Musiker stürzten sich dennoch auf ihn, während die Kugeln über ihre Köpfe flogen, und drohten auf ihn ein, bis er bewegungslos



Beatle Lennon (r.) in Hamburg*
„Gott weiß, ob er je wieder aufgestanden ist“

am Boden lag und sie ungehindert nach Hause gehen konnten – die Brieftasche allerdings hatten sie während der Rauferei verloren. So hausten, Anfang der sechziger Jahre, die Beatles.

Das wenigstens behauptet eine neue Biographie über den Ober-Beatle John Lennon, die schon vor ihrem Erscheinen für Wirbel sorgt. Das Buch bietet denn auch starken Tobak. So soll Lennon wenig später wieder versucht haben, einen Matrosen zu berauben. Dabei habe er so fest zugeschlagen, daß er, Jahre später, einem Freund gestand: „Gott weiß, ob er je wieder aufgestanden ist.“

20 Jahre später war Lennon ein Held. Als er, am 8. Dezember 1980, auf den Treppen des Dakota-Hauses am New Yorker Central Park erschossen wurde, bedeutete das für Millionen Menschen das Ende einer Ära, einen Verlust, allenfalls mit dem Tod der Kennedy-Brüder oder Martin Luther Kings vergleichbar.

Ausgerechnet John Lennon, der brillante Vorsänger der 68er, der witzige, manchmal gallige Kopf der Beatles, der Schöpfer der Friedenshymne „Give Peace A Chance“, war von einem Fan ermordet worden. Hunderttausend, angeführt von Jane Fonda und dem New Yorker Bürgermeister Ed Koch, trauerten um den Ober-Pilzkopf, sangen seine Lieder und beteten für ihr Idol.

* Mit George Harrison und Stu Sutcliffe.

Der Schmerz galt – so behauptet es die jüngste Lennon-Biographie – einem schwulen Junkie, der kurz davor war überzuschnappen: John Lennon

- ▷ starb im Bewußtsein, zwei Menschen umgebracht zu haben;
- ▷ hatte mit seinem Manager Brian Epstein eine lange homosexuelle Beziehung;
- ▷ terrorisierte als drogensüchtiger, abgemagerter Einsiedler in New York seine Familie.

Diese und andere Vorwürfe erhebt Albert Goldman, 60, früher einmal außerordentlicher Professor für Englisch an der New Yorker Columbia University, dann „Life“-Autor und auf Enthüllungsbioographien, zum Beispiel über Elvis Presley, spezialisiert.

Sechs Jahre arbeitete Goldman an seinem jüngsten, 720 Seiten starken Werk „The Lives of John Lennon“, das diese Woche in Amerika und England und im Frühjahr auch in Deutschland bei Rowohlt erscheint. 1200 Interviews hat er mit Familienmitgliedern, Freunden und Bekannten des Popstars geführt. Was bislang von „People“ und dem Londoner Revolverblatt „Daily Mail“ vorabgedruckt wurde, hat ausgereicht, die Lennon-Gemeinde aufzuschrecken.

Selbst Ex-Beatle Paul McCartney, der seit zehn Jahren kein Wort über seinen alten Kumpel John verloren hatte, entrüstete sich letzte Woche über Goldmans „Stück Müll“; das Buch, eine „Ansammlung alter Lügen“, gehöre boykottiert. Cynthia Lennon, Johns erste Frau, sprach von „Leichenschändung“, und die Hamburger Photographin Astrid Kirchherr, eine Freundin aus alten Reeperbahn-Zeiten, nannte Goldmans Erzählungen „frei erfunden und eine Schweinerei“.

Astrid Kirchherr war Anfang der sechziger Jahre, als die Beatles im „Kaiserkeller“ und im „Star-Club“ auf der Großen Freiheit spielten, mit Stu Sutcliffe, dem Bassisten der Band, verlobt.

Diese ersten Hamburger Monate waren laut Goldman eine wilde Zeit. Wenn die Beatles nachts um zwei oder drei in ihre Buden, unbeleuchtete Verschläge hinter einem Kino, kamen, wurden sie meistens von fünf, sechs Mädchen erwartet, über die sie sich sogleich hermachten. Goldman zitiert Peter Best, damals der Schlagzeuger: „Wir riefen uns zu: ‚Wie geht es bei dir? Ich komme gerade. Sollen wir mal tauschen?‘“

Die fünf tranken ordentlich. Vor allem John war während langer Phasen ständig besoffen. Mit „Prellis“, dem Aufputschmittel Preludin, hielten sie sich auf Trab. Und immer wieder versuchten sie, durch Raubüberfälle ihre karge Gage aufzubessern.

Später zeigte John Reue, er war von Schuldgefühlen geplagt, den englischen Matrosen umgebracht zu haben. Auch für den Tod von Stu Sutcliffe fühlte er sich „sein Leben lang verantwortlich“, erzählt Goldman. Angeblich sei es zwi-

schen den beiden zum Streit gekommen und Lennon habe, völlig außer Kontrolle, Sutcliffe so zugerichtet, daß der mit einer klaffenden Wunde am Kopf auf dem Bürgersteig zusammenbrach – und später an einem Hirntumor starb. Astrid Kirchherr freilich weiß von keinem Streit: „John und Stu haben sich nie geschlagen, das hätte ich mitbekommen.“

Nichts mitbekommen haben Cynthia Lennon und Paul McCartney auch von Johns angeblicher Affäre mit dem homosexuellen Beatles-Manager Brian Epstein. McCartney: „Es gab nicht den kleinsten Hinweis.“ Und Cynthia Lennon trocken: „John hatte mehr Frauen als warme Abendessen.“

Goldman erzählt es anders. Epstein und Lennon, der gerade Vater geworden war, kamen sich bei einer Reise nach Spanien näher, Lennon ging auf „Ep-

Auch in Lennons späten Jahren – die Beatles haben sich längst getrennt, John lebt mit Yoko Ono in New York – fällt dem Literaturprofessor wenig Positives auf. Lennon verbringt seine Tage als „Hausmann“, wie es offiziell heißt, während Yoko sich um die Geschäfte kümmert. Angeblich backt er selbst Brot, hat jedoch laut Goldman nur Haschkuchen im Sinn.

Die letzten drei Jahre verbringt er „als magersüchtiger Einsiedler in einem mit Tabak und Marihuana verrauchten Zimmer“. Den halben Tag verschläft er, immer in Zwei- bis Vier-Stunden-Intervallen. Die übrige Zeit meditiert er, raucht oder hört Bänder ab, auch solche zur Selbsthypnose.

Allenfalls ein, zwei Stunden am Tag kommt er aus seinem Zimmer heraus, dann darf auch sein Sohn Sean einmal



Yoko Ono, Lennon: „John darf das niemals wissen“

pys“ Angebote ein, ließ sich von ihm verführen, um, wie er später sagte, „den Mann, der unser Leben und unsere Karrieren kontrollierte, kontrollieren zu können“. Die Affäre dauerte bis zu Epsteins Tod.

Einmal wurden die beiden von Epsteins Mutter überrascht, die sogleich die Polizei alarmierte. John geriet in Panik, ließ sich zu einem Vertrauten chauffieren, der ihn unverzüglich außer Landes bringen sollte. Währenddessen hatte Epstein alle Mühe, die Polizisten davon zu überzeugen, daß seine Mutter falschen Alarm geschlagen hatte.

Goldman gibt auch eine neue Version vom Tod des Managers. Bislang galt: Er starb am 27. August 1967 an einer Überdosis Schlaftabletten. Unklar blieb, ob es ein Unglücksfall oder Selbstmord war. Goldman: „Die wahren Umstände wurden vertuscht.“ Epstein sei in seiner letzten Nacht nicht allein gewesen und wohl bei sadomasochistischen Spielen erstickt.

auf seinem Schoß sitzen – doch ihm dabei nicht das Gesicht zuwenden. Lennon hat einen solchen Sauberkeitsfimmel, daß er sich vor einem plötzlichen Kuß seines Sohnes fürchtet. Zwölfmal am Tag badet er, etliche Dutzend Male wäscht er sich Hände und Gesicht.

Yoko, so der Biograph, piesackt ihn, indem sie Katzenkot vor der Tür seines Zimmers verteilt in der Hoffnung, er werde hineintreten. Wenn er sie dabei überrascht, setzt es was, dann zerrt er sie zum Küchenofen und versucht, ihre Haare anzuzünden. Aus diesem Grund lagen nie Streichhölzer am Gasherd.

Immer stärker magert er ab. Seit ihn, 1965, einmal jemand den „dicken Beatle“ genannt hat, hungert er. Am Ende sind seine Arme so dünn, daß er über das Gewicht seiner Gitarre klagt.

Yoko kann ihr Leben nur noch mit Heroin ertragen. Fast täglich, will Goldman erfahren haben, läßt sie sich den Stoff bringen, 5000 Dollar kostet sie das

pro Woche. Ihren Dealer warnt sie: „John darf das niemals wissen.“

Enthüllungen dieser Art hatte Goldman bereits in seiner Elvis-Biographie geboten, in der er kein einziges gutes Wort über den King des Rock'n' Roll fand. Goldmans „perverse Studie“ („Time“) zeigt Elvis als Drogensüchtigen, der Windeln tragen mußte, der Fernsehgeräte zerschoss, wenn ihm das Programm nicht gefiel, und sich sexuell ergötzte, wenn er halbnackte Teenager beim Catchen beobachtete. Presley war, laut Goldman, leicht manipulierbar und ein Ferkel, das Kartoffelpüree und fette Sauce mit den Fingern aß.

Goldmans Elvis-Buch galt vielen Kritikern als mindestens so geschmacklos wie Presleys Bühnenkostüme. Den Professor focht das nicht an. Er freute sich, erklärte er 1981, auf seine neue Aufgabe, die Lennon-Biographie. Und, fügte er hinzu, er habe Lennon gern.

KINO

Schießt und schwitzt

„Rambo III“ wurde mit dem Prädikat „wertvoll“ ausgezeichnet – es hagelt Proteste.

Jürgen Wohlrabe, der Berliner Filmverleiher, bezeichnet sich gern als ganz und gar unpolitischen Geschäftsmann. Sein „Jugendfilm“-Verleih brachte den „Letzten Kaiser“ ins Land, und auch sonst hat Wohlrabe den Deutschen mancherlei Unterhaltungsstücklein geliefert, zum Beispiel „Wir Kinder aus Bullerbü“.

In der letzten Woche aber hatte die Harmonie ein Ende, und Wohlrabe, der das Show-Business von der Pike auf als Abgeordneter erlernt und als Berliner CDU-Schatzmeister aufs höchste verfeinert hat, machte sich wieder einmal viel Feind und Ehr'. Sein „Jugendfilm“-Verleih hatte den US-Bogen-und-Bazooka-Schützen Sylvester Stallone auf die Nation gehetzt, „Rambo III“ schießt und schwitzt derzeit in 435 Kinos.

Das wäre weithin unbeachtet geblieben, hätte nicht eine noch weniger beachtete, gleichwohl ehrbare Institution der deutschen Filmbranche Rambo unerwartet Schützenhilfe gegeben. Die Wiesbadener Filmbewertungsstelle (FBW) erteilte „Rambo III“ das deutsche Gütesiegel „Prädikat wertvoll“.

Anfangs zürnten nur die Cinéasten, allen voran die „Frankfurter Rundschau“ und ihre Gesinnungsfreunde von der katholischen Filmpresse. Dann aber, am vorigen Dienstag, geißelte auch „Panorama“ mit einer gut placierten Sendeminute den Wiesbadener Mißstand und verlieh der Filmbewertungsstelle das Prädikat „wertlos“.

Was nun folgte, widerlegt die von esoterischen Filmkritikern in diesem Som-

mer hoffnungsvoll aufgestellte Vermutung, Gorbatschow habe mit dem angekündigten Abzug der Russen aus Afghanistan (dort spielt „Rambo III“) nebenher auch das Westkultur-Phänomen Rambo sozusagen glasnostisiert, das sich Importeur Wohlrabe knapp zehn Millionen Mark an Lizenzgebühren hat kosten lassen.

Der „nicht ohne Bedenken“, aber immerhin mit einer Stimmenmehrheit von vier zu eins gefällte Beschluß der Wiesbadener Spruchkammer vergrätzte Filmschaffende, Jugendschützer, Politiker – und den Heidelberger Graphiker und Protest-Veteranen Klaus Staack sowieso. In einer tumultuarischen Live-Diskussion im „Berliner Platz“ der Nordschiene fragte er gleich nach, ob



Stallone im Gewaltfilm „Rambo III“ Abenteuer mit märchenhaften Zügen?

das „Wertvoll“ für Rambo der definitive Ausdruck der „geistig-moralischen Wende“ sei.

NRW-Kultusminister Hans Schwier forderte, am vergangenen Freitag, den Verleih auf, das Prädikat zurückzugeben. Und die Arbeitsgemeinschaft Sozialdemokratischer Juristen verlangte den „Widerruf“ der Auszeichnung sowie von allen Verantwortlichen, „öffentliche Förderung“ für Rambo zu unterbinden. Und die Filmemacher Detlef Gumm und Hans-Georg Ullrich („Känguruh-Film“) wiesen das „Besonders wertvoll“-Prädikat für ihre Dokumentation über die Entstehungsgeschichte eines Versandhauskatalogs mit höchster Empörung zurück. Auch der Produzent Wolfgang Pfeiffer fand „Rambo III“, „so offensichtlich dumm, brutal, menschenverachtend“, daß er das Prädikat eines seiner Filme zurückreichte.

Der Streit um „Rambo“ offenbart das Dilemma der Wiesbadener Bewertungsstelle: Die FBW darf Filme nur an den

Ansprüchen des Films messen. „Rambo III“ diene der gewiefte Wohlrabe den Juroren als „Abenteuerfilm mit märchenhaften Zügen“ an; die Jury stimmte dem zu, der Film erhielt sein Prädikat.

In gleicher Logik muß es bei einem Dokumentarfilm mit alptraumhaften Zügen gelaufen sein: Auch der Anti-Strauß-Film „Der Kandidat“ wurde 1980 ausgezeichnet, er erhielt sogar „Besonders wertvoll“, woraufhin die Bayern sich aus der FBW ausblendeten und auf Statutenänderung pochten. Seither werden die 40 FBW-Beisitzer von den Kultusministerien der Länder ernannt.

Ob ein Film „Besonders wertvoll“ oder bloß „wertvoll“ bekommt, ist Jakke wie Hose. In jedem Fall spart er bis zu 20 Prozent des Kassenerlöses an Vergnügungssteuern in den Bundesländern Bremen, Saarland und Nordrhein-Westfalen. In den anderen Ländern ist die Steuer entweder abgeschafft oder wird nur örtlich erhoben.

Darüber hinaus muß sich der Kinobesucher keinen Kulturfilm angucken, wenn der Hauptfilm ein Prädikat hat. Dann gibt es noch mehr Reklame.

Wer in den Segen eines FBW-Prädikats gelangen will, muß rund 4000 Mark Prüfgebühren für einen Spielfilm im voraus entrichten. Dann wer-

den die Wiesbadener Juroren tätig. Für ihr entsagungsvolles Geschäft dürfen sie pro Arbeitstag rund 60 Mark plus Spesen kassieren. Am Ende eines Jahres haben die Juroren 170 Spiel- und knapp 200 Kurzfilme begutachtet, rund zwei Drittel der eingereichten Werke erhalten ein Prädikat.

Gelegentlich und in diesen heißen Rambo-Tagen funktioniert die FBW-Mechanik aber auch umgekehrt. Aus filmliebhaberischen Gründen und um seinen zehn Festangestellten (Jahresbudget: 800 000 Mark) die Existenz weiterhin zu gewährleisten, hat FBW-Verwaltungsdirektor Steffen Wolf beim US-Giganten Warner höflich angefragt, ob Interesse an der amtlichen Begutachtung eines neuen, hochgelobten Spielfilms bestehe. Warner winkte, „nachdem ein Film wie ‚Rambo‘ ein Prädikat bekommen hat“, postwendend ab.

Titel des Films: „Good Morning Vietnam“.